Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(14. Fortsetzung.)

Das Zimmer, in das der Kommissar trat, war einfenstrig. Es fiel dem Eintretenden auf, daß die Tür, als er sie breit öffnete, auf Widerstand stieß.

„Aha!" Er lächelte vergnügt, als er einen zweiten Mann bemerkte, der sich zwischen Tür und Wand befand und sich so dünn als möglich zu machen bestrebte.

„Was machen Sie denn hier, alter Freund?" fragte er jovial, dem Erschrockenen, der sich nur schwach sträubte und der ein kleines, schwächliches Kerlchen war, am Rockkragen weiter ins Zimmer ziehend. Was sind Sie und was wollen Sie hier?"

„Ich?" stotterte der Unbekannte kreidebleich. „Ich wollte mal bloß meinen Freund Niemann besuchen!"

Es war ihm in seiner Aufregung herausgefahren.

Ein Lächeln des Triumphes breitete sich über das Gesicht des Beamten, und er wandte sich an die hinter ihm stehende junge Frau.

„Nun werden Sie doch nicht mehr leugnen, den Niemann zu kennen?"

Und als sie nichts erwiderte, sondern nur einen zornigen Blick auf den Verräter warf, fuhr er fort: „Dem Leichtsinn Ihres ungetreuen Liebhabers haben Sie es zu verdanken, daß wir hier sind. Wenn er nicht zu der Schönfeld gezogen wäre, hätten wir vielleicht noch lange nicht seinen Schlupfwinkel hier entdeckt."

Der zweite Mann, der noch immer wie Espenlaub zitterte, wurde ebenfalls gefesselt und die Taschen wurden ihm untersucht. Das Ergebnis war überraschend. Der Mann hatte eine ganze Anzahl von Hundertmarkscheinen bei sich, die noch ganz frisch schienen, und die alle, wie der Komissar sofort feststellte, den Fehler der auf der rechten Seite fehlenden vier Blätter zeigte.

Der Kommissar rieb sich in steigender froher Laune die Hände.

„Wir scheinen richtig an der Quelle zu sein," scherzte er. Darauf sah er sich im Zimmer um. Zwei Betten und ein Sofa befanden sich darin und nahmen fast den ganzen Raum ein. Er warf sich auf den Fußboden nieder und hielt unter den Betten Umschau. Mit einem freudigen Aufschrei zog er eine Hand-Buchdruckerpresse hervor.

„Da ist ja schon etwas!" sagte er. „Nun wollen wir mal weiter sehen!"

Er näherte sich der Tür, die in ein Nebenzimmer zu führen schien. Aber die Tür war verschlossen.

„Den Schlüssel!" sagte er befehlend zu der Frau. Die aber entgegnete, daß sie ihn nicht besitze. Den habe ihr Schlafbursche, der fortgegangen sei, mitgenommen.

„Wie heißt der Bursche?"

„Müller."

„So — so!"

Die Durchsuchung der Kleidertaschen der Frau beförderte den Schlüssel nicht zutage, auch im Besitze der Männer fand er sich nicht. Der Kommissar bedachte sich nicht lange, sondern öffnete das Fenster, zog seine kleine Signalpfeife und ließ einen grellen Pfiff ertönen. Wenige Minuten später hörte man die schweren Tritte eines Mannes. Der Kommissar öffnete selbst und der uniformierte Schutzmann, den er vorher auf der Straße instruiert hatte, erschien auf der Bildfläche. Der Kommissar gebot ihm, seinen Säbel zu ziehen und ihn zwischen Tür und Spalte zu klemmen. Er selbst lehnte sich mit aller Kraft gegen die Tür, und den vereinten Anstrengungen gelang es, das Schloß zu sprengen. Der Kommissar flog der Länge nach auf den Boden, als die Tür plötzlich nachgab. Als er sich wieder aufgerappelt hatte, konnte er seine Freude nicht beherrschen und schmetterte ein lautes „Viktoria" aus.

Der Anblick war allerdings staunenerregend. Quer durch das Zimmer waren starke Bindfäden gezogen, auf deren frisch gefertigte, noch nasse, blaue Banknoten zu Dutzenden hingen. Alles Hundertmarkscheine! Aber das war nicht der einzige Beweis, daß nun endlich die Falschmünzerwerkstatt entdeckt war. Mitten im Zimmer stand eine Kupferdruckpresse und auf derselben lagen zwei Kupferplatten, die die beiden Seiten eines Hundertmarkscheines in feinstem Stich aufwiesen. Der Kommissar nahm beide Platten abwechselnd in die Hand und betrachtete die mit bewunderswerter Präzision ausgeführten Kupferstiche. In seinen Augen und seinen Mienen prägte sich eine zwiespältige Empfindung aus.

„Schade!" drängte es sich ihm über die Lippen. „Schade um den talentvollen Menschen."

Aber diese Anwandlung schüttelte er rasch ab und sah sich weiter im Zimmer um. Auf einem kleinen Tisch in der einen Ecke standen mehrere Flaschen, die einen scharf säuberlichen Geruch ausströmten. Wahrscheinlich waren es Säuren. Die zum Druck gebraucht wurden. Außerdem befanden sich noch einige Kisten in dem Zimmer, die natürlich sofort genau durchforscht wurde. Auch sie enthielten Materialien, die der Falschmünzer teils zu seinem verbrecherischen Werk, teils zu früheren Versuchen benutzt hatte, ferner eine Satinirmaschine, Kupferplatten mit galvanischem Niederschlag, photographische Gelatineplatten und eine ganze Anzahl mißlungener Falsifikate. Zuletzt machte der Polizeibeamte noch einen interessanten, überraschenden Fund. In einer Kiste, sauber eingepackt, befanden sich zwei Kupferplatten, die auch in feinstem Stich die beiden Seiten einer russischen 25-Rubelnote aufwiesen; auch eine Anzahl bereits fertig gedruckter, wie es schien, tadellos gelungener 25-Rubelscheine fanden sich vor.

„Aha!" sagte der Kommissar. „Jetzt wissen wir auch, was die Anwesenheit des Goliath von Russen hier zu bedeuten hat.

Er begab sich eilig in den Korridor zurück, wo der Russe noch immer unter Bewachung des einen Kriminalbeamten verharrte.

„Nun, alter Freund," redete er den finster vor sich Hinstarrenden an. „Sie sind es ja wohl gewesen, der die 25-Rubelnoten bei Niemann bestellt hat?"

Aber der Russe gab keine Antwort, sondern murmelte nur auf russisch etwas vor sich hin, das wie ein Fluch klang.

Dagegen legte der andere, schmächtige Mensch, der in der Falschmünzerwerkstatt festgenommen worden war, sofort ein volles Geständnis ab. Er war ein stellenloser Kellner, er hatte in einem Lokale Niemanns Bekanntschaft gemacht und sich von ihm verleiten lassen, falsche Hundertmarkscheine abzusetzen. Er hatte gerade einen neuen Vorrat von Falsifikaten von der Niebe in Empfang genommen, als der überraschende, gänzlich unvermutete Besuch der Polizei erfolgt war.

Inzwischen hatte sich der uniformierte Schutzmann nach der nächsten Revierwache begeben, um eine Anzahl von Schutzleuten herbeizurufen. Von diesen eskortiert begab sich die ganze Gesellschaft nach der Polizeiwache, um hier das Eintreffen eines telephonisch herbeigerufenen Polizeiwagens abzuwarten, der die verhafteten drei Helfershelfer des Falschmünzers nach dem Polizeipräsidium überführte.

Ein köstliches Gefühl tiefer Befriedigung und Genugtuung durchströmte die drei Kriminalbeamten, als sie sich in später Abendstunde nach ihren Wohnungen begaben. Sie hatten ein nützliches Werk vollbracht, indem sie die Falschmünzerwerkstätte aufgehoben, die Unsicherheit und Unruhe in der Geschäftswelt der Stadt verbreitet hatte. Und außerdem war ihnen eine Belohnug von der vorgesetzten Behörde gewiß.

12.

Die Ueberzeugung des Untersuchungsrichters, daß der Maler Fritz Standen der Hauptschuldige sei, hatte bereits einen starken Stoß erlitten und auch an der Anahme, die Aussage Ingeborg Rulands, daß sie dem jungen Mann den ihm abgenommenen falschen Hundertmarkschein geschenkt habe, beruhe lediglich auf Erfindung, hielt er nicht mehr so hartnäckig fest. Immerhin war an eine Entlassung des Untersuchungsgefangenen noch nicht zu denken, denn Beweise für die Schuld des jüngst in Haft genommenen, wegen Falschmünzerei schon Vorbestraften waren noch nicht erbracht. Auch war es ja nicht ausgeschlossen, daß zwischen den beiden, dem Maler und dem Kupferstecher, ein Zusammenhang bestand. Freilich, als er nun die beiden einander gegenüberstellte, konnte er diese Möglichkeit kaum mehr gelten lassen, es hatte vielmehr ganz den Anschein, daß Fritz Stangen und Adolf Niemann einander gänzlich fremd waren.

Dagegen erwachte in betreff der Schuld Ingeborg Rulands immer mehr Zweifel in Landgerichtsrat Werder, die Haltung seines Sohnes und das Benehmen seiner Frau gab ihm zu denken, und wenn er sich das ganze Wesen der jungen Dame vergegenwärtigte, die er doch seit Jahren kannte, so schien ihm das allerdings nicht recht gut zu dem Bilde zu passen, das er sich nach den Aussagen des Malers und nach ihren eigenen Zugeständnissen gemacht hatte. Aber freilich, die kriminalistische Erfahrung hatte ja nicht selten derartige Fälle zu verzeichnen, daß Leute, die bei ihrer Umgebung lange Jahre hindurch als Muster eines moralischen Lebenswandels gegolten, infolge irgendeiner Unvorsichtigkeit oder eines sensationellen Ereignisses plötzlich ihren wahren, nichts weniger als einwandsfreien Character offenbarten. Dazu kam, daß die Studentin bei ihrem letzten Verhöre, von ihm in die Enge getrieben, das meiste von dem, was er ihr zur Last gelegt, zugegeben hatte.

Landgerichtsrat Werder beschloß, sich bezüglich der Beziehungen Ingeborg Rulands zu dem jungen Maler durch eine Gegenüberstellung der beiden Klarheit zu verschaffen. Es wollte ihm scheinen, als ob die Studentin, die in dem Verhandlungszimmer erschien, in dem sich der Untsuchungsgefangene bereits befand, kein Zeichen der Wiedererkennung gab. Interessiert, aber noch fremd, ließ sie ihre Augen auf dem jungen Mann ruhen.

„Kennen Sie die Dame?" fragte er, den Maler scharf fixierend.

Die Antwort kam ohne Zögern und ohne Ueberlegung.

„Nein!"

Der Untersuchungsrichter war nicht überrascht. Er sagte sich, daß ein Rest von Ritterlichkeit den Verhafteten bewog, seine geheimen Beziehungen zu der Studentin zu verleugnen.

Und nun wandte er sich an die Zeugin.

„Sie kennen den Herrn nicht?"

Eine leichte Röte stieg der Gefragten ins Gesicht.

„Doch!" entgegnete sie, anscheinend verschämt, nach kurzem Zaudern.

„Wer ist es?"

„Der Kunstmaler Herr Fritz Stangen."

Die Antwort geschah prompt. Der Untersuchungsrichter beobachtete wohl, daß das offene Eingeständnis der jungen Dame den Untersuchungsgefangenen überraschte. Er zuckte sichtbar zusammen; in seinem von der wochenlangen Haft gebleichten Gesicht prägten sich Befremden und Bestürzung aus. Er zog seine Stirn in Falten, strich sich mit der Hand über die Stirn und legte seinem ganzen Verhalten eine peinliche Empfindung an den Tag. Es schien ihm ganz offenbar nicht zu gefallen, daß die Studentin nicht auf seine Taktik, einfach jede Bekanntschaft mit einander abzustreiten, eingegangen war und ihn sofort Lügen gestraft hatte. Sein Blick huschte scheu zu der ihm Gegenüberstehenden hinüber, die den Blick fest, mit entschlossenen strahlenden Augen zurückgab, als wollte sie sagen: Wozu erst lügen?

„Also," wandte sich der Richter wieder an den jungen Mann, „jetzt geben Sie doch zu, die Dame zu kennen?"

Aber Fritz Stangen schien sich noch immer nicht zu einem Eingeständnis bequemen zu können; man sah ihm an, wie unbehaglich ihm die Situation war. Seine Blicke flogen ungewiß und wie ratlos zwischen der ihm gegenüberstehenden Dame und dem Beamten hin und her, ohne daß er sich zu einem Entschlusse aufraffen konnte.

Der Untersuchungsrichter schüttelte mit dem Kopf und ärgerliche Entrüstung stieg wieder in ihm hoch.

„Das ist geradezu kindisch und unsinnig!" grollte er. „Wie kann man nur so verstockt sein? Wollen Sie denn trotz der Erklärung der Zeugin noch immer darauf beharren, sie nicht zu kennen?"

„Aber Fritz, so sag' doch schon, daß ich Ingeborg Ruland —"

Die Studentin hatte es hastig ausgerufen, der Untersuchungsrichter unterbrach sie streng.

„Sie haben nicht einzugreifen!" gebot er. „Ich bitte, nur dann zu reden, wenn ich Sie frage."

Ueber den Maler kam eine aufwallende Erregung. Sein Gesicht wechselte wiederholt die Farbe; die Ratlosigkeit in seinen Mienen und in der ganzen Haltung der in sich zusammengesunkenen Gestalt prägte sich noch sichtbarer aus; seine Hände zuckten nervös; seine Augen sahen mit einem Ausdruck größter Bewunderung zu dem couragierten jungen Mädchen hinüber, deren Entschlossenheit einen so starken Gegensatz bot zu seiner Zaghaftigkeit und Unentschiedenheit.

„Sie geben nun hoffentlich zu, Fräulein Ingeborg Ruland zu kennen?" wiederholte der Untersuchungsrichter ungeduldig.

Noch ein kurzes Zögern und Kämpfen, dann endlich kam ein schwaches, verschüchtertes „Ja" aus der schwer atmenden Brust herauf.

„Und Sie räumen ferner ein, daß Fräulein Ruland die verschleierte Dame war, die Sie wiederholt in Ihrer Wohnung besucht hat und in dieser Kleidung da?" Er deutete auf die Robe der Studentin, die wieder das braune Kleid mit dem Passementeriebesatz angelegt hatte und dazu den breiten Rembrandthut trug.

Der Maler heftete seine Blicke auf die ihm Gegenüberstehende und betrachtete sie angelegentlich. Ein grenzenloses Staunen prägte sich dabei in seinem Gesicht aus.

„Antworten Sie!" gebot der Untersuchungsrichter ärgerlich.

Aber der Untersuchungsgefangene schien sich noch nicht zu der gewünschten Antwort entschließen zu können.

„Gestehe doch schon!" rief die Studentin, der sich ebenfalls eine wachsende Ungeduld zu bemächtigen schien, und die die peinliche Szene offenbar gern zum Abschluß bringen wollte.

Der Untersuchungsrichter fuhr zornig auf.

„Sie sollten nicht sprechen, sagte ich Ihnen schon . . . Nun?" Er drehte sein unwillig gerötetes Gesicht dem jungen Manne zu.

(Fortsetzung folgt)

Junges Leben.

Von Julius Hammer.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder,
Als dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Des Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum' eh's Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Tau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

Jüngchen.

Skizze von Edith Siepen.

Er war sehr häßlich, daran war gar nicht zu zweifeln, aber er hatte einen so schönen Charakter, daß jeder ihn gern mochte. Am meisten liebten ihn die Kinder, denn er ließ sich von ihnen alles gefallen und war trotz seines vorgeschrittenen Alters immer noch ein famoser Spielkamerad.

Wie Jüngchen aussah? Eine Beschreibung ist nicht leicht. Seine Mutter wahr wohl eine Art Foxterrier, nur alles andere als echt, und sein Vater hatte irgend etwas sein können vom Polizeihund bis Spitz. Jüngchens Haar war borstig und graumeliert; sein Schwanz war gerade lang genug, um damit seiner Freude Ausdruck geben zu können, und er machte reichlich Gebrauch davon; seine Augen waren die Fenster seines treuen Hundeherzens. Er hinkte ein wenig, und sein Gebiß hatte mit den Jahren gelitten, er war aber immerhin noch recht munter und wachsam.

Auch Jüngchens Frauchen war nicht schön. Sie war sehr klein, und eine Schulter war höher als die andere, aber er liebte sie über alles, er ging für sie durchs Feuer, denn er konnte nie vergessen, daß sie ihn vor einem grausamen Tod gerettet hatte.

Fräulein Stephany lebte seit 20 Jahren in Berlin und bewohnte seit neun Jahren dieselbe Wohnung. Eigentlich konnte man es eine Wohnung nicht nennen, das winzige Stübchen unter dem Dach in einem Teil von Alt-Berlin, der bald auf immer verschwinden wird. Fräulein Stephany hatte sich so heimisch eingerichtet, wie es nur möglich war. Die Hauptmöbel bestanden aus einem Bettchen, einer alten Nähmaschine unter dem kleinen Fenster, einem Stuhl und Tisch und Jüngchens Korb dicht am Ofen. Seine Herrin war nicht mehr jung, als sie mit ihrem Vater nach Berlin zog. Sie hatte die Heimat — ein märkisches Dorf — sehr lieb und konnte sich nie an die Großstadtluft und den Lärm gewöhnen. Herr Stephany aber wollte es, und Eulalie fügte sich wie immer dem Wunsche ihres angebeteten Vaters. Er war Lehrer gewesen, ein Mann, wie sich seine Tochter stets gern und stolz erinnerte, von Bildung. „Mein Vater war Lehrer", sagte sie öfter in späteren Jahren, und sie sagte die Worte mit gehobenem Haupte und einer gewissen Bescheidenheit. Es war ungefähr, als wenn sie sagen wollte: „Mein Vater war Feldmarschall, aber ich will mich Euch gegenüber deswegen nicht hervortun."

Berlin hatte es Stephany angetan. Ein Träumer von Natur, schwelgte er in den Museen und Bibliotheken, bis sein bißchen Vermögen alle war. Eine Anstellung fand er nicht, und er fristete ein kümmerliches Dasein mit Stundengeben und desgleichen, während Eulalie sich als Kinderfräulein vermietete. Dann erkrankte er und starb, und sie war allein in der Welt.

Als das Schreckliche vorüber war und die Kosten mit großer Schwierigkeit gedeckt waren, bezog Fräulein Stephany das kleine Zimmer, wo sie jetzt wohnte. Sie hatte kein Glück mehr mit Kindern, sie war zu ernst geworden und zu häßlich, und sie bemühte sich, Näh- und Ausbesserungsarbeit zu bekommen. Allmählich wurde das kleine bucklige Fräulein in der Nachbarschaft als fleißig und gewissenhaft bekannt, vor allen Dingen arbeitete sie sehr billig, und so lebte sie ihr einsames Leben weiter. Sie hatte keine Freunde, sie konnte nicht vergessen, daß sie bessere Tage gekannt hatte, und die Armseligkeit ihrer Wohnung versuchte sie so viel wie möglich sogar vor ihren Hausgenossen zu verbergen. Nie ließ sie jemanden hinein, und mit der Zeit wurde sie als „etwas wunderlich" bezeichnet.

Dann kam Jüngchen. Eines Tages als die kleine Ausbesserin gerade Arbeit abgeliefert hatte, begegnete sie nahe dem Spreeufer einer Schar Knaben. Einer davon trug einen alten Einholekorb, woraus ein schwaches Quiken kam. Sie vernahm im Vorübergehen die Worte: „Det wird ullig sein, wenn er schwimmt."

Fräulein Stephany hielt die Kinder an. „Was wollt Ihr mit dem Tier machen?" sagte sie streng, ihre Schüchternheit vergessend. Zuerst wurde sie verhöhnt, dann fragte sie der Knabe, der den Korb trug, ob sie den Hund kaufen wollte, sonst sollte er ersaufen. Sie sah sich das Tierchen an. Es war ein winziges, unschönes Exemplar, aber seine blauen Puppyaugen guckten treuherzig in die ihrigen, und er hörte auf zu quiken.

Die Ausbesserungsarbeit hatte 1,25 Mark gemacht, und Fräulein Stephany wollte mehrere Tage davon leben. Sie zog ihr schäbiges Portemonnaie aus der Tasche und zählte fünf Zehnpfennigstücke.

„Mehr kann ich Dir nicht geben," sagte sie.

Der Knabe war großmütig. Er nahm das Geld und übergab dem kleinen Fräulein das Tier.

Sie hielt es fest unter ihrer Jacke, denn der Tag war kalt, und rannte fast nach Hause. Außer Atem stieg sie den letzten Absatz empor und drehte mit zitternden Fingern den Schlüssel um, die Tür hinter sich wieder schließend. Dann setzte sie das kleine Geschöpf auf ihr Bett und kniete vor ihm nieder. Sie streichelte sein Köpfchen und den weichen, runden Körper mit ihrer knochigen Hand. Er spielte in seiner Babyart mit ihr und biß sie sanft mit den weißen spitzen Zähnchen. Eulalie hatte das Lachen fast verlernt, aber jetzt lachte sie aus vollem Halse ein-, zwei- dreimal, dann nahm sie plötzlich das ungelenke Tierchen und preßte es gegen ihre Brust und küßte es, während eine Träne nach der anderen ihre dünnen Wangen herabrollte. Es waren aber Freudentränen. Sie war nicht mehr allein!

Von der Stunde an waren Fräulein Stephany und ihr Hündchen unzertrennlich. Jüngchen nannte sie ihn, und stolz nannte sie sich Frauchen, als sie mit ihm sprach. Alles teilten sie sich, aber Jüngchen bekam stets die größere Portion Milch und Brot, besonders als er klein war. Sonntags bekam er immer Fleisch, ein saftiges Beefsteak von dem Roßschlächter an der Ecke, und wenn das Geld langte, aß sein Frauchen auch eins, allein sie hatte nie viel Appetit und erzählte Jüngchen, ein Teller Brotsuppe wäre für sie ebenso gut und käme bedeutend billiger. Jüngchen dagegen hatte einen ausgezeichneten Appetit, und manchmal war er sogar nicht ganz satt. Als er älter wurde, ließ er jedoch Frauchen das nie merken, denn er wußte, es würde sie traurig machen; und sie über ihre Schicksalsschläge hinwegzutrösten und sie aufzuheitern, betrachtete Jüngchen als seine Lebensaufgabe.

Lange war Jüngchen nicht in sein neues Heim eingezogen, als der Steuererheber kam. Fräulein Stephany müßte 20 Mark im Jahre für ihren Liebling bezahlen. Daran hatte sie eigentlich nicht gedacht. Es half alles nicht, daß sie erzählte, er wäre sonst eines grausamen Todes gestorben, daß er über ihre Wohnung in ihrer Abwesenheit wachte und schließlich, daß sie mal gelesen hätte, die Hundesteuer in England betrage nur 7,50 Mark. Der Mann des Gesetzes lächelte höhnisch. Sie müßte zahlen oder — — — Und seine Herrin schauderte und zahlte. Es fiel ihr schwer, sehr schwer, aber es gelang ihr mit vielen Entbehrungen, und Jüngchens Blechmarke klapperte heiter gegen das feine Halsband, das Fräulein Stephany in der ersten Freude mit verschwenderischem Aufwand gekauft hatte.

Eines schönen Sommermorgens schliefen Jüngchen und sein Frauchen, bis die Sonne durch das kleine, saubergeputzte Fensterlein schon lange lachte. Das war für Jüngchen nichts Außergewöhnliches, denn er war acht Jahre alt und stand gern etwas spät auf. Aber seine Herrin war stets früh auf den Beinen.

Sie stand nun auf und schaute erstaunt um sich. „Wie ist es heute finster", dachte sie, „es muß neblig draußen sein." Sie sah nach dem blauen Himmel und dann, sachte, um Jüngchen nicht zu stören, suchte sie Streichhölzer und steckte die Kerze an.

Fräulein Stephany zwinkerte mit den Augen. Sie sah nur einen matten, gelblichen Schimmer.

„Was — ist — mir?" stotterte sie, und eisig kalt und bebend in jedem Glied, setzte sie sich aufs Bett. Sie rieb verzweifelt die Augen. Alles blieb nebelig. Dann setzte sie ihre Brille auf und sah nach der alten Uhr. Die großen Ziffern konnte sie gerade lesen. Es war halb neun Uhr am hellen Julimorgen!

Wie im Bann saß sie da. Sich anzukleiden, war sie nicht imstande. Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Augen in der letzten Zeit immer schlechter geworden waren, sie dachte, die Brille wäre daran schuld.

„Es ist der Anfang vom Ende," flüsterte sie in stummer Verzweiflung, „der Anfang vom Ende!" — — —

So saß sie da, bis Jüngchen aufwachte. Er war sichtlich überrascht, sein Frauchen noch im tiefsten Negligee zu sehen, begrüßte sie aber wie immer sehr herzlich. Fräulein Stephany breitete ihre dünnen Arme aus und preßte ihren Liebling eng, eng an ihr Herz. „Ach Jüngchen! — Jüngchen! — Jüngchen!" — kam es langgezogen, wehklagend aus den blassen Lippen. Dann setzte sie ihn auf die Erde und zog sich langsam an.

Später ging sie in die Augenklinik. Sie bekam eine sehr scharfe Brille, aber die half nicht viel. Der Arzt, als er hörte, daß sie ihren Lebensunterhalt durch Nähen verdiente, sah die kleine, bucklige Person mitleidig an.

„Haben Sie nichts zurückgelegt?" fragte er freundlich.

„Leider nein, Herr Professor," erwiderte Fräulein Stephany, „mein Vater war Lehrer. Er war lange krank."

„Sie haben doch sicherlich Verwandte, nicht wahr, die Ihnen helfen können?"

„Das auch nicht," antwortete sie leise, „mein Vater und ich waren allein in der Welt."

Der freundliche Arzt meinte, sie solle sich an die Armenkommission wenden und nach einiger Zeit ihn wieder besuchen.

Fräulein Stephany bedankte sich höflich und ging langsam nach Hause. Sie wußte alles — — —

Als sie ganz jung war, glaubte sie an Gott. Herr Stephany sagte, bevor er starb: „Früher dachte ich, es gäbe einen Gott, einen gütigen Gott, Lali, aber jetzt weiß ich, daß es entweder keinen gibt, oder er ist taub, und ein tauber Gott ist nicht zu gebrauchen. Also, Lali, vertraue auf Dich selber und nicht auf Gott!" Fräulein Stephany hielt diese letzten Worte ihres Vaters für logisch und machte es zum Prinzip, seinem Rat zu folgen.

Es vergingen einige Tage. Sie ging nicht viel fort, nur wenn Jüngchens Gewohnheiten es verlangten. Eines Tages sprach sie auf der Straße ein Nachbarskind an, das den Hund im Vorübergehen streichelte.

„Möchtest Du Jüngchen haben? Ganz für Dich? Ich — ich verreise nämlich — zu meinen Verwandten und kann ihn nicht mitnehmen."

„Wirklich, Fräulein? Ei, das wär' fein! Ich werde gleich Muttern fragen."

„Du kannst mir die Antwrot nachher bringen," sagte Fräulein Stephany und ging hinauf.

Bald klopfte es an ihrer Tür. Sie öffnete wie immer nur eine Spalte, durch die zwei Kinderaugen neugierig guckten.

„Mutter läßt sagen, Fräulein, sie würde Jüngchen gerne nehmen, aber sie kann die Hundesteuer nicht bezahlen. Es ist sehr schade," fügte die Kleine hinzu.

„Ja, es ist sehr schade," wiederholte Fräulein Stephany tonlos und schloß die Tür wieder zu.

Sie sah sich um. Das Zimmer war merkwürdig leer geworden. Eigentlich fehlte so ziemlich alles. Nur das Bettchen und Jüngchens Korb und ein paar Kleinigkeiten waren noch vorhanden.

Sie küßte Jüngchen zärtlich mehrere Male. „Ach ja, die Steuer!" sagte sie leise.

Die kleine Ausbesserin schlief diese Nacht gar nicht. Jüngchen war auch immerzu wach. Er fühlte, daß es mit seinem geliebten Frauchen nicht ganz in Ordnung war, und er dachte lange nach, was sie nur haben könnte und was er für sie tun könnte. Endlich verließ er seinen Korb und legte sich zu ihr und seufzte zufrieden, als sie mit ihrer weißen Hand seinen Kopf streichelte.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als Fräulein Stephany, die sich nicht ausgezogen hatte, aufstand und die Treppe vorsichtig hinunterging. Ueber die Straße ging sie zum Milchkeller und forderte einen halben Liter.

„Ich bezahle das nächste Mal, wenn es Ihnen recht ist, Frau Klimsch."

„Na jewiß, Fräulein, ick kenne Sie doch," und Frau Klimsch nickte freundlich.

Fräulein Stephany stieg das Blut in die sonst blassen Wangen. Es war ihr erster und ihr letzter Betrug. —

Zum ersten Mal in seinem langen Leben wollte Jüngchen schöne, frische Milch verschmähen. Er konnte sie mit dem besten Willen nicht saufen, denn sie schmeckte zu sonderbar. Jüngchen war kein Kostverächter, aber diese Milch war doch unter aller Kanone. Frauchen setzte sich zu ihm auf die Erde, schmeichelte ihm und trank auch etwas davon, sie rief sogar die „Mies", die Jüngchen seine Milch austrinken würde, wenn er nicht fix machte. Es half alles nicht. Dann verlor seine Herrin ihre Ruhe. Dicke Tränen rollten ihre Wangen herab. „Ach Jüngchen, mein liebes, liebes Jüngchen, Du mußt trinken! Es ist kein anderer Ausweg. Tue es mir zuliebe, Jüngchen! Du mußt trinken, hörst Du, Du mußt!" Aus ihrer sanften Stimme wurde ein rauher Schmerzensschrei.

Jüngchen sah entsetzt zu ihr auf mit seinen treuen Augen. Hier ging doch etwas vor, was ihm zu schwer verständlich war. Eins war ihm nur klar: Frauchen wollte durchaus, daß er die ekelhafte Milch saufen sollte. Und ihr zuliebe tat er dies. Er leerte den Napf in großen, schnellen Zügen, weil ihm dabei übel wurde.

Fräulein Stephanys Augen leuchteten merkwürdig. Liebkosend nahm sie ihn in ihre Arme und legte sich mit ihm auf das Bett. Blitzschnell nahm sie dann eine kleine Flasche und setzte sie an ihre Lippen. — — —

Bald wurde es still, sehr still in der winzigen Dachstube. Keiner störte diese Stille zwei Tage lang, und dann wurden die Nachbarn besorgt. Die Polizei wurde benachrichtigt und die Tür erbrochen.

Fräulein Stephany und Jüngchen lagen zusammen und schliefen fest — den ewigen Schlaf. Um den Mund der buckligen kleinen Näherin lag ein seltsam glückliches Lächeln, wie es keiner im Leben da gesehen hatte. Es machte ihr Gesicht beinahe schön.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9521.

Ein hübsches Nachtgewand.

Dieses reizende Modell eignet sich für Lawn, Nainsook, Cambric, Dimity, Crosbar, Muslin oder Seide. Das Joch ist vorne tief ausgeschnitten und bildet einen Teil des Aermels, der im Kimono-Stil gehalten ist. Die Rockteile sind voll. Crosbar Muslin, mit Val. Spitzen-Einsatz und Kanten als Besatz, würde sich sehr gut für dieses Modell eignen. Ein sehr hübscher Effekt wird durch das Sticken des Jochs erzielt, dasselbe kann auch aus Allover- oder abwechselnden Falten und Einsatz ausgeführt werden. Das Muster ist in drei Größen geschnitten: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 5½ Yards 36-zölligen Stoff für die mittlere Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATIERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 10 cts
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt.....

Kunstleder aus — Schimmelpilzen.

Der Bedarf an Leder ist zur Zeit außerordentlich groß. Man benutzt daher schon seit längerer Zeit nicht etwa nur in der Galanteriewarenbranche, sondern auch in der Koffer- und Schuhfabrikation neben dem natürlichen Leder vielfach ein Surrogat, das sogenannte Kunstleder. Zu seiner Herstellung verwendet man entweder Lederabfälle, die nach den verschiedensten, zum Teil patentierten Verfahren verarbeitet werden, oder man geht aus von Celluloid und Kollodium in Verbindung mit Oelen und Harzen. Ein wertvoller Ledereersatz ist auch die „Vulkanfiber" geworden, die aus Cellulose durch „Pergamentierung" gewonnen wird.

Neuerdings hat sich eine bekannte deutsche Gesellschaft ein Verfahren schützen lassen, um aus Mikroorganismen lederähnliche Häute zu erzeugen. Eine mit ein halbProzent Alkohol versetzte Nährsubstanz, z. B. Bierwürze, kann als Ausgangsmaterial dienen. Sie wird mit Schimmelpilzen geimpft und in Räumen oder Behältern von 20 bis 35 Grad aufgestellt. Hierbei bildet sich infolge der Tätigkeit der Bakterien auf der Oberfläche eine gleichmäßige Schicht, die je nach Größe der Gefäße und der Dauer des Wachsens in beliebiger Stärke und Ausdehnung erhalten werden kann. Die so dargestellten Häute werden in Natronlauge gebracht und nach dem Auswaschen genau wie natürliches Leder mit Gerbstoff gegerbt. Will man besonders dichte und feste Häute erzielen, so werden sie vor der Gerbung in Füllstofflösungen (Harzseife) eingelegt. Durch Zusatz von Fett oder Ricinusöl zum Füllmaterial wird die gegerbte Haut besonders geschmeidig. Sie soll im übrigen große Aehnlichkeit mit tierischen Häuten besitzen und dürfte demnach mannigfache Anwendung finden.